

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 15.

Samstag, 16. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Graf Magnus Merun kam mit dem Erben der Befugung, dem Grafen Anton aus dem Rheingau. Die Übergabe fand in der lakvollsten Form statt. Man wünschte der Frau Rufine das allerbeste auf ihrem weiteren Lebensweg. . . Wenige Tage später führte Egbert Niedenstein seine Frau nach Weggebronn.

„Hier mußt du erst Gemütlichkeit schaffen, Kamilla! . . . Und eine Hochzeitsreise willst du wirklich nicht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Endlich bin ich bei dir! Was geht mich die Welt an?“

Lippe lag auf Lippe. Und dann geleitete er sie in das Zimmer, in dem ihr Hochzeitskleid lag. . .

Die Messe war zu Luz Helmboldts Zufriedenheit verlaufen. Aufträge brachte er heim, die der Fabrik Beschäftigung für den ganzen Winter gaben. Seine Mutter atmete erleichtert auf. Da wartete Arbeit! Die brachte die Menschen immer am besten und schnellsten über törichte Gedanken. Aber eine weiche Hand mußte sie jetzt zeigen. Und sehr diplomatisch mußte sie sein. Der Familie Perkunius beizubringen, daß man den angespannten Faden vorläufig bei Seite legen mußte, erforderte viel Geschick. Darüber sprachen sich Frauen, Mütter, am besten unter vier Augen aus.

„Liebe Frau Hofrat, Sie haben ja auch Söhne! Sie sind allerdings noch jünger als mein Luz! Aber vielleicht haben Sie auch schon einige Erfahrungen gesammelt! Ist es noch nicht geschehen, werden die Ihnen höchstwahrscheinlich leider auch nicht erspart bleiben! Also es kommt eine Zeit, in der die Menschen leicht mal rappelköpfig werden! Beim weiblichen Geschlecht pflegt dieser Zustand früher, beim männlichen in späteren Jahren einzutreten! . . . Mein Sohn hat eine Enttäuschung hinter sich! Schon halb drüber weg, das werden Sie ja gemerkt haben, als Sie neulich mit ihrer lieben Ella bei uns aßen! . . . Immerhin, eine gewisse Schonzeit scheint mir noch angebracht! Luz ist eigentlich kein Phantast! Eine leidenschaftliche Gräfin war es, in die er sich verguckt hatte! Blödsinn, nicht wahr? Was soll ein Geschäftsmann mit einer Gräfin? Ob sie nein gesagt hätte, laß ich dahingestellt! So weit ist es gar nicht gekommen! Schließlich siegt doch bei einem, wie meinem Luz, der gesunde Menschenverstand! . . . Es war sehr gut, daß er ihre Ella in meinem Hause näher kennen gelernt hat! Aufgeräumt war er wie lange nicht! . . . Gott, daß ich es nur ehrlich gestehe, ab und zu tritt noch ein leichter Rückfall ein! Er sagt nichts, aber eine Mutter merkt das doch! . . . Kurz und gut, ich bin entschlossen gegen jede Überstürzung!“

Frau Perkunius klang diese lange Auseinandersetzung zwar gar nicht lieblich. Ihr Mann hatte sich gründlich erkundigt über Firma wie Besitzer und die Auskünfte waren geradezu glänzende gewesen. Ella hatte für sie auch Verständnis gezeigt. Die Frau Hofrat lächelte nachsichtig.

„D, einige Erfahrungen habe ich mit meinen Söhnen doch schon gemacht, meine Lieber! Mütter haben dergleichen in Ordnung zu bringen — selbstverständlich! . . . Nun, man wird ja weiter sehen!“

Mit leidlich erleichtertem Herzen verabschiedete sich Frau Helmboldt. Mehr durfte sie von der Frau Hofrat Perkunius wirklich nicht verlangen.

Die erzählte ihrem Manne, sobald er vom Dienst kam, das immerhin peinliche Ereignis.

Der Herr Hofrat stand mit beiden Beinen fest im Leben. Er rückte dieses Mal sogar nicht, wie er es sonst schon bei leichten Gemütsbewegungen tat, an seiner goldumranderten Brille.

„Meine gute Anna, du weißt, meine erste Liebe warst du auch nicht! Ein Mann wird erst tauglich zur Ehe, wenn er ein paar Narben auf dem Herzen trägt! Vor allem werden wir uns hüten, der Ella die Wahrheit unter die Nase zu reiben. Sie liegt ja nirgends fest. Der Winter steht vor der Tür. Die Zeit, in der die Mädchen in einem gewissen Alter ganz bestimmte Erwägungen anstellen. Also halte bitte die Augen offen! Denn darüber sind wir uns ja wohl beide klar, die Verbindung des Mädels mit Herrn Helmboldt wäre recht wünschenswert!“

Luz Helmboldt hatte sich in die Arbeit gestürzt. War froh über jeden Tag, der versank. Zeit gewinnen jetzt! Der Rittmeister Niedenstein hatte sich mit der Gräfin Merun verheiratet. Naumann berichtete ihm ungefragt allerlei. Er merkte es ihm an, er wäre gern einmal wieder ins Revier gefahren.

„Ich habe jetzt keine Zeit! Das Geschäft geht vor! Außerdem hat mir der neue Besitzer einen Brief geschrieben, mich gebeten, von der Jagdpacht zurückzutreten! Zwingen kann er mich nicht! Unhöflich möchte ich aber auch nicht sein, sonst macht mir der Graf womöglich allerlei Schwierigkeiten. Gründe finden sich schon, wenn man sie sucht. Ich kenne den neuen Herrn ja gar nicht! Da habe ich den endgültigen Bescheid auf eine persönliche Aussprache verschoben! Deshalb möchte ich jetzt auch nicht hin.“

Der Vater dachte sich seinen Teil. Selbstverständlich war er verschwiegen wie das Grab. Frau Helmboldt hätte ihn gern an die Luft gesetzt. Ihm lag natürlich daran, die gute Stellung zu behalten.

Regenwetter kam. Die Nerven rebellierten wieder einmal ganz arg. Luz Helmboldt wurde ein Kneipenläufer. Abends mit der Mutter allein zu sitzen konnte zu peinlicher Aussprache führen. Wozu die herausfordern? Jedenfalls vernünftig von ihr, daß sie ihn mit der Ella Perkunius in Ruhe ließ. Vorläufig! Denn eines Tages würde sie wieder auftauchen, wenn ihr und ihren Eltern an der Fortsetzung des Verkehrs gelegen war.

Weihnachten kam. Vor den Feiertagen hatte er Angst. Aber die Mutter hatte keinerlei Einladungen ergehen lassen noch angenommen. Und zu Bällen, Basaren und ähnlichem Kummel drängte sie nicht. Trotzdem wußte er ganz genau, sie arbeitete genau wie er, auf lange Sicht! . . .

Im Januar versuchte die Mutter, ihn einmal mit zu einer gesellschaftlichen Veranstaltung im kleinen Kreise zu nehmen. Sie hatte kein Glück. . .

Ende Februar war's geworden. Luz Helmboldt kam in einer Erregung abends heim. Zeigte seiner Mutter einen Brief, gab gleich Erläuterungen dazu.

„Aus Wien! Von Trebmüller und Klobach! Tüchtige Leute! Ich will versuchen, Sie für unsere Firma zu interessieren! Weiß schon, was du dazu sagen willst! Österreich ist arm und Wien hat seinen eigenen Geschmack, dort setzt du dich nicht durch! Man muß es versuchen! Und raus aus dem Betrieb will ich endlich auch einmal! Schließlich lernt man schon an dem, was man in unserer Branche dort sieht! Also kein rausgeworfenes Geld!“

Sehr aufmerksam und langsam las Frau Helmboldt den Brief. Er war bestellte Arbeit. Wien sagte er und Graz meinte er! Sich gegen die Reise stemmen, hatte gar keinen Sinn. Im Gegenteil, vielleicht ging dann dieses Spiel zu Ende. Hoffentlich! Wahrscheinlich!

„Versuch dein Heil, Luz!“

„Übermorgen früh werde ich fahren!“

Ella Perfunius hatte sich in den gesellschaftlichen Trübel gestürzt. Sie sah das Leben, wie es war. Verwandelte, Bekannte waren verarmt. Die Mutter hatte ihr die Auskünfte über Luz Helmboldt und über seine Fabrik vorgelegt. Ihr vorgestellt, daß sie nach menschlicher Berechnung an seiner Seite einer sorgenlosen Zukunft entgegengehe. Und sie gleich ein wenig beim Ehrgeiz gefaßt.

„Wir haben dich nie gehindert, tüchtig Sport zu treiben, weil der die Willenskraft stärkt! Nimm dir Frau Helmboldt als Vorbild! Mit dem verstorbenen Prokuristen Kasten hat sie die Fabrik nicht nur erhalten in den schwierigen Zeiten der Geldverwertung, verstand sogar, sie vorwärts zu bringen. Du bist klug! Wirfst dich in die Geschäfte einarbeiten. Das Unternehmen läßt sich weiter entwickeln. Eine Aufgabe, die eine Frau von beweglichem Geist doch reizen kann! ... Ein bißchen fest an die Kandare wirst du ihn für den Anfang nehmen müssen. Dafür hast du dann das Heft in den Händen!“

Die schlaffe, sehnige Ella hatte einige Vorbehalte gemacht. Ihre Mutter nahm sie nicht allzu ernst.

„Natürlich wird er in aller Form um dich anhalten! Ich weiß doch Bescheid! Er hat eine Enttäuschung hinter sich. Ein törichtes Mädel sagt: ich will kein Ersatz sein! Ein Kluges: desto leichter werde ich ihn ziehen können nach meinem Wunsch und Willen! Das Leben, besonders in unseren Zeitläuften, ist eine sehr ernste Angelegenheit! Tüchtigkeit allein schafft es nicht, man muß auch ein wenig Glück haben. Deinen Vater hat neben seiner Tüchtigkeit auch ein glücklicher Zufall vorwärts gebracht. Wir haben den Vorteil davon. Das halte dir vor Augen! Man faßt zu, wenn sich solch ein glücklicher Zufall bietet und jagt nicht hinter Hirngespinnsten her. Meistens kommt dann die große Enttäuschung und — das Bedauern! Überdient' es gründlich!“

Das tat Ella Perfunius. Eine günstigere Partie hatte sich ihr jedenfalls in diesem Winter nicht geboten.

„Wir werden ja sehen, Mutter, ob Herr Helmboldt ernstliche Anstalten trifft! Wozu reden über Dinge, die noch gar nicht spruchreif sind?“

Anstandshalber mußte sich Luz Helmboldt ein paar Tage in Wien aufhalten. Mit Trebmüller und Klobach wurde es natürlich nichts. Er sah sich um. Manche Anregung bekam er. Geschmack hatten die Wiener wahrhaftig, das mußte man ihnen lassen. Mit seinem Rodat knipfte er sogar ausgestellte Rohrmöbel. Kurz bevor er nach Graz weiterfuhr, schrieb er noch lange Briefe an die Mutter und an die Fabrik. Legte die Bilder bei. Allerneuestes war's, noch in keinem Katalog zu finden.

In Graz kleidete er sich nur um, sah im Adressbuch nach, wie die Baronin Pauline Hölzlin wohnte, bummelte los, fragte sich hin. Sein Herz schlug ganz ruhig. Er wunderte sich selbst. Und der Kopf war ganz klar. Was für ein Gesicht würde die Theres machen, wenn er unerwartet vor ihr stand? Zweifel wollten sich regen. Er unterdrückte sie. Nahm seine Willenskraft als gute Vorbedeutung.

Da war das Haus! Gar nicht übel! Eine Art Palast. Früher gewiß der Wohnsitz eines Magnaten gewesen.

Aber arg verwahrloht jezt das Äußere . . . Drei Stockwerke stieg er hinauf. Auch das Innere machte einen verfallenen Eindruck. Im dritten Stock schienen Notwohnungen zu sein. An allen vier Türen waren Visitenkarten. Las. Da, die Karte der Baronin. Er nickte, holte tief Atem. Aus diesem Käfig wollte er die Theres herausholen! Sie sollte doch froh sein! Zog an der eisernen Schelle. Selbst die gab einen müden Klang. Er mußte einige Zeit warten. Schritte hörte er. Gleich würde die Theres vor ihm stehen. Die Tür ließ er sich ganz sicher nicht vor der Nase zuschlagen!

Eine alte Dame in verschliffenem, schwarzem Seidenkleide, grau das Haar, grau das Gesicht, sah ihn forschend an. Er stellte sich vor.

„Ich bin die Mutter, kommen Sie nur herein!“

Gediegene Möbel, angebröckelte Pracht aus längst vergangenen Tagen. Am Fenster stand ein Lehnstuhl, auf ihm lag ein Stickerahmen. Kümmerlichen Verdienst würde der schaffen müssen. Sein Herz zog sich zusammen — und doch war er froh, daß er das sah.

Die Baronin schob ihm einen Stuhl zu. Setzte sich ans Fenster. Nahm den Stickerahmen auf den Schoß. Als wollte sie sagen: So, nun weißt du Bescheid!

Die Theres? Wo war die Theres?

„Frau Baronin, ich darf wohl annehmen, Sie wissen, warum ich gekommen bin!“

Erst nur ein Nicken. Dann sagte sie mit schwerer Stimme:

„Die Reis' hätten S' sich schenken können! Meine Theres ist Noviz bei den Karmeliterinnen, an ganz strengen Orden!“

Luz Helmboldt riß die Augen auf. Seine Hände fuhren hin und her. Das hatte er doch nicht erwartet. Noch eine schwache Hoffnung blieb ihm.

„Novize! Da trägt die Baronesse noch nicht den Schleier! Sie kann jeden Tag . . .“

Die erhobene Frauenhand, an der die Adern heraus sprangen, ließ ihn das Wort auf der Zunge ersterben.

„Man faßt keinen so weittragenden Entschluß, um ihn dann wieder umzustößen! Stören S' den Frieden meiner Tochter net! Fahren S' gleich heim! Gott und die lieben Heiligen seien mit Ihnen, so betet meine Tochter mit! Leben S' wohl und nehmen S' meinen Dank mit!“

Die Baronin war aufgestanden. Hielt den Stickerahmen in der Hand. Da mußte er sich erheben. Und nun schossen ihm die Tränen doch in die Augen und sein Herz krampfte sich zusammen. Die lustige Theres Hölzlin, die so gern Automopperl fuhr — Nonne?! . . . Freilich, in ihrem Spiel auf dem Flügel hatte sich ihre tiefe Empfindung geoffenbart . . . Worte jezt? Um Himmelswillen nicht! Er wollte die drei Stiegen hinunter. Wußte nicht, wie er ins Hotel gekommen war. Sah nichts von den Schönheiten Graz', über denen erster Frühlingsglimmer lag. Rief am späten Abend halb von Sinnen durch München, war am nächsten Abend bei seiner Mutter.

Fragen bedurfte es nicht. Sie sah es ihrem Sohne an, wie es um ihn stand. War zufrieden, daß es so gekommen war. Hüllte ihn mit sorglicher Güte ein . . . Luz sprach sich nach einer Woche mit ihr aus. Sie nahm seine Hand in ihre beiden.

„Das mußte durchgekämpft werden, mein lieber Junge! Übrigens kam während deiner Abwesenheit ein Brief von Frau Niedenstein an mich. Sie läßt dich bitten, dem Grafen Merun die Jagd zurückzugeben! Tu es, schon um Erinnerungen verbleichen zu lassen!“

Er nickte nur.

Als der Frühling kam mit frischem Grün und weißen Blüten, trafen Frau Helmboldt und ihr Sohn die Familie Perfunius in Wannsee, im schwedischen Pavillon. Es war kein Zufall. Man plauderte ein Stündchen zusammen, man trennte sich. Nichts überstürzte! Aber Luz hatte doch ausgehalten. Und war zu der Überzeugung gekommen: Die Ella ist ein kluges Mädel, und gesund, und wirklich ganz hübsch!

Nach einigen Tagen sagte er das sogar mit noch recht schwerer Stimme seiner Mutter.

— Ende! —

Bei Hagenbeck auf Ceylon.

Von Professor Ernst Bollheer.

Der bekannte Tropenmaler, der sich zur Zeit auf einer Weltreise befindet, sendet uns aus Colombo folgenden Bericht:

Als ich nach einem arbeitsreichen Tage ausgestreckt auf der lustigen Veranda lag, fuhr unerwartet ein Auto vor. Es war von „John Hagenbeck“ gesendet und sollte mich und meine Bilder sofort zu ihm bringen. Den berühmten Tierfänger und langjährigen Leiter von „Hagenbeck Stellingen“ kennen zu lernen und von seinen Erlebnissen zu hören, war schon immer mein Wunsch gewesen. Schnell hatte ich mich umgezogen, und dann brachte das Auto mich in die Stadt, zum hohen Leuchtturm, wo Hagenbeck sein Geschäft und seine Wohnung hat.

John Hagenbeck ist 63 Jahre alt, ein echter Hamburger mit markantem Gesicht. Die Pfeife verschwindet nur selten von seinen Lippen. Seine junge Frau ist eine rundliche, gemütlige Süddeutsche. Seine fröhliche, stets zum Neden und Scherzen bereite Schwiegermutter stammt aus der „fröhlichen Pfalz“. Meine Bilder aus dem malaisischen Archipel gefallen den dreien und beim Zeigen der Sumatrabilder fand John Hagenbeck auch die Stelle von mir gemalt, wo er seine beiden ersten Tiger gefangen hatte. Alle seine Bots und farbigen Jagdbroschen wurden nun zusammengerufen und er hielt ihnen einen aus Englisch, Singhalesisch und Deutsch durcheinander gemischten Vortrag an Hand meiner Bilder von der Zeit des Krieges, die er im malaisischen Archipel verlebte hatte. Alle Gegenden, die ich gemalt, kannte er und die Bilder riefen Erinnerungen in ihm wach an jene ersten und harten Jahre, aber auch an manches schöne, wagemutige Zugreifen beim Tierfang oder beim heimlichen Verproviantieren unserer kleinen Auslandkreuzer, die das Erstaunen der Welt gewesen waren.

Tags darauf holten das Ehepaar und das entzückende vierjährige Töchterchen mich ab, um mich zu dem dicht bei Colombo gelegenen Tierpark Hagenbecks zu bringen. Es ist ein ausgedehntes, zum Teil bewaldetes, wildromantisches Tropenterrain mit zwei Seen, zu denen Lateritwände steil abfallen. In einem großen Wassertümpel, gleich beim Eingang, tummelte sich eine Elefantenherde. Die Tiere bespritzten sich gegenseitig oder tauchten völlig unter Wasser, sobald nur das Ende des Rüssels hervorkam. Die Sonnenstrahlen prallten auf die nassen Körper und machten das herablaufende Wasser grell-weiß aufblitzen. Als ich kaum angekommen hatte, dieses herrliche Motiv zu malen, wurde ich weggerufen. Ein wilder, eben eingefangener, schwarzer Panther sollte aus seinem engen Käfig heraus in einen größeren gelassen werden. Durch das Gitter schlug er mit seinen scharfen Krallen auf jeden, der sich näherte. Die Gitter mußten mit Brettern vernagelt werden. Während der ganzen Überführung hin zum anderen Käfig sauchte er vor Wut. Dann wurde der kleine Käfig vor die Tür des großen gestellt, die beiden Eisentüren geöffnet, und mit einem Satz war der Panther in seinem neuen Gefängnis. Mein weißer Anzug und der des Herrn Hagenbeck waren bald ein Opfer der Bestie geworden, denn wir waren zu dicht herangekommen und rechneten nicht damit, daß die langen, schwarzen Taten so weit aus dem Gitter heraus-schnellen konnten. Das Tier gab noch lange nicht Ruhe. Ofters lag es in ohnmächtiger Wut auf dem Rücken und schlug mit allen Werten in die Luft oder gegen die Eisentangen. Plötzlich aber hielt es erstaunt inne; denn ganz in seiner Nähe wurde ein Käfig mit einer jungen, eleganten Leopardin aufgestellt. Zuerst noch gegenseitiges Anschauen, dann wurden die beiden Tiere friedlicher gesinnt und fingen sogar an, sich auf ihre Art „Liebeserklärungen“ zu machen. Dies sah Herr Hagenbeck mit großem Wohlgefallen, denn er würde gern Bastarde von diesen wertvollen Tieren züchten.

Alle Tierarten waren im Park in ausgezeichneten Ständen vertreten. Besonders prächtig war ein Löwenpaar. Der Löwe erhob sich sofort, als er die Stimme seines Herrn hörte, und wollte von ihm gekraut werden. Die Löwin, die Babys erwartete, zeigte sich uns ebenfalls freundschaftlich gesinnt. Nicht so die beiden wertvollen, noch völlig wilden Tiger, die fauchend ihre scharfen Gebisse entblößten, sobald man unwillkürlich zurückschreite.

Das Krotobil erhielt gerade, als wir bei ihm ankamen, eine Rieseneidechse von seiner eigenen Größe als Genossen. Zwei Eingeborene hatten sie herbeigeschleppt, und Hagenbeck erhandelte sie. Das Krotobil ging mit seinem scharfen Gebiß der Eidechse sofort zu Leibe. Diese wendete sich aber geschickt, so daß sie unverletzt blieb und sich unter Sträuchern und zwischen Schildkröten bergen konnte. — Reizend beim Spielen und beim Klettern sind die vielen kleinen Himala-

jabären. Sie sind jedesmal hochbeglückt, wenn Frau Hagenbeck oder das Töchterchen sie aus der Umzäunung herausnehmen und mit ihnen spazieren gehen.

Auf dem großen Terrain ist viel ungekünstelte Natürlichkeit, ebenso in den vielen Hütten, in denen die Eingeborenen verschiedener Stämme leben und von denen einige mich auf gut deutsch anredeten. Mein Erstaunen hierüber beantworteten die Männer mit dem Ausruf: „Ja, die Münchener Oktoberwiese ist doch das schönste auf der ganzen Welt! Wir wurden dort sehr verwöhnt!“ — Den Frauen waren diese Freudenaustrufe sichtlich nicht recht; denn ihre Mienen verzogen sich drohend.

Ja, die bayerischen Mädels! Eine ist mit ihrem Singhalesen sogar hierher gezogen und hat ihn geheiratet. Jetzt sitzt sie freilich in Not und ist nicht „Weiße“ und nicht „Farbige“, und ihre Kinder sind sehr übel dran. Denn sie sind hier in den englischen Kolonien verachtete Wesen! Nie würde ein Engländer eine Ehe mit einer Halbkaste oder Eingeborenen eingehen. Die vielen Halbkaste, die ich hier in Ceylon zu sehen bekam, stammen alle noch aus der Zeit der holländischen Herrschaft.

In der Aquarienabteilung des Hagenbeckschen Tierparks befindet sich eine große Kollektion indischer Schlangen, die bekannteste ist die in Gärten und Häusern vorkommende harmlose Rattenschlange, die auch mir schon mehrmals über den Weg gekrochen war, wenn sie auf Rattenjagd ausging. Dann gibt es hier gleich 18 Brillenschlangen, die giftigen Kobras.

Neben diesem Behälter war der der allergiftigsten Schlangen, der Tit Polonga. Wird ein Eingeborener — und dies kommt leider oft vor — von ihr gebissen, so denkt er zuerst wohl noch, daß er auf einen Stachel getreten sei. Er fällt aber bald hin, bekommt schon in 5 Minuten Starrkrampf und bald darauf tritt der Tod ein.

Eine dieser ausgestellten Giftschlangen hatte Herr Hagenbeck in seiner Wohnung selbst gefangen. Sein kleines Töchterchen in seiner Unschuld rief eines Abends: „Schöne Schlange, Mutti, sie mal!“ Am den Toiletteentisch schlängelte sich langsam ein Tit Polonga. Zum Glück war der Hausherr anwesend und sagte das Tier, ehe es Schaden stiften konnte.

Viele Tage lang fuhr ich mit dem Ehepaar Hagenbeck morgens aus, arbeitete den ganzen Tag draußen und wurde abends wieder abgeholt. Frau Hagenbeck sorgte tagsüber für mein leibliches Wohl. Schon lange hatte ich nicht mehr so guten schleswig-holsteinischen Bauernschinken und Wurst gegessen. Auf meine Frage nach dem Ursprung all der Herrlichkeiten wurde mir der Bescheid, daß Herr Hagenbeck nach seinem Tierhandel, dem es jetzt, wo Europa sich selbst vernichtet, schlecht geht, die Verproviantierung von Schiffen übernommen hat, das heißt, diese mit Früchten, Gemüse und Fleisch versorgt. Aber auch dies lohnt sich jetzt nicht mehr so wie früher, da die meisten Schiffe Kühlräume haben und sich für Hin- und Rückfahrt in Europa verproviantieren. Auch hörte ich, daß der Hagenbecksche Tierbestand zur Anlage eines großen zoologischen Gartens verwandelt werden soll und daß sich eben eine Gesellschaft gebildet habe, die Herrn Hagenbeck das große Grundstück und alle Tiere abgekauft hat, um Colombo zu einem sehenswerten zoologischen Garten und einem wertvollen Aquarium zu verwandeln. Für meinen Geschmack jedoch ist der jetzige Zustand des Grundstücks malerischer. Schon jetzt wandern täglich Hunderte zu dem Park und ich sah beim Malen alle Eingeborenentypen, die es auf Ceylon gibt, als meine Zuschauer. Unter dem vor Sonne und Regen geschützten Dach des Europäerhäuschen entstanden auch die meisten meiner Portraitskizzen. Nie werde ich die vier schönen, in altgriechischem Stil gekleideten Parzenmädchen vergessen, die lange neben mir standen, bis Herr Hagenbeck kam, diese und ihre Eltern begrüßte und mir die Erlaubnis erwirkte, eine von ihnen zu portraittieren. Da Süd-West-Monsunzeit ist, prasselten oft plötzliche tropische Regenströme hernieder. Wehe dem, der dann keinen nahen Unterschlupf findet!

Chaplins Abenteuer.

Von Thomas Gloger.

Charlie Chaplin liebte es manchmal, intognito zu reisen und in Gesellschaft zu gehen, um zu studieren, wie groß seine Popularität ist. Natürlich ist er überzeugt, daß er ein beliebter Filmstar ist, denn täglich bekommt er Tausende von Bobbriesen aus dem Publikum und fühlt, wie begeistert die Menschen von ihm sind. Aber er ist doch mitunter neugierig, zu wissen, was für eine Meinung die Menschen von ihm haben, wenn er nicht unter vier Augen mit ihnen spricht.

Einmal maskierte sich Chaplin als Schuhmacher, der

eben die bekannten großen Bühnenschuhe Chaplins über der Schulter trug. In dieser Aufmachung erschien er in einem Pariser Hotel, in welchem er selbst wohnte.

„Der Herr Chaplin ließ sich bei mir seine Schuhe besohlen“, sagte er zum Portier, „die Schuhe sind fertig.“

„Lassen Sie die Schuhe hier, ich werde die Schuhe Herrn Chaplin übergeben“, sagte der Portier.

„Leider, das kann ich nicht tun“, sagte darauf der maschierte Chaplin, „weil der Herr Chaplin schon einmal vor zwei Jahren bei mir Schuhe besohlen ließ und diese auch nicht bezahlt hat. Ohne Geld kann ich die Schuhe auf keinen Fall hier lassen. Der Herr Chaplin liebt es, überall schuldig zu bleiben!“

Der Hotelportier wurde rot vor Wut. „Hören Sie, was kosten die Sohlen?“

„Sieben Franken.“

„Da haben Sie 14 Franken und noch 14 Franken für die nächsten Sohlen. Aber jetzt machen Sie schnell, daß Sie von hier fortkommen, sonst...“ rief der Portier und hob seine riesigen Fäuste. Nie hat er die 28 Franken von Chaplin oder dessen Sekretär zurückverlangt.

Auf diese Weise erfuhr Chaplin, daß seine wahren Verehrer ihn gern haben, daß sie auch bereit sind, materielle Opfer für ihn zu bringen.

Ein anderes Mal setzte sich Chaplin eine schwarze Brille auf, um sich unkenntlich zu machen, und erschien vor der Kasse eines kleinen Vorstadtkinos in St. Franzisko, wo eben ein Chaplin-Film gezeigt wurde.

Chaplin trat an die Kasse und fragte: „Kann ich noch eine Karte bekommen?“

„Jawohl“, sagte ein dicker Amerikaner, der Kinobesitzer, der selbst an der Kasse saß, „Sie können noch einen reservierten Platz haben.“

„Aber ich möchte erst wissen, was gespielt wird“, sagte Chaplin.

„Eine Chaplin-Produktion“, sagte stolz der Kinobesitzer. „Schon wieder ein Chaplin?“ bemerkte Chaplin geringschätzend, „wann wird endlich mal bei Ihnen ein ordentlicher Film gezeigt?“

Der Kinobesitzer sprang empört von seinem Sitz auf, nahm einen dicken Stock in die Hand, und wollte seinen unzufriedenen Kinobesucher schlagen. Chaplin mußte flüchten. Der Besitzer ließ Chaplin nach und ließ seine Theaterkasse inzwischen unbeaufsichtigt. Nur mit großer Mühe konnte sich Chaplin vor dem rabiaten Menschen retten, der fluchend hinter ihm hereilte. Als der Kinobesitzer zurückgekehrt war, fand er seine Kasse ausgeplündert. Nicht nur seine Tageseinnahme, sondern sein ganzes erspartes Geld, mehrere tausend Dollar, wurden geraubt.

Am nächsten Tage erschien bei dem traurigen Kinobesitzer der Sekretär Chaplins und teilte ihm mit, daß Chaplin ihn nicht nur entschädigen, sondern sein Kino modern umbauen lassen wird.

Der Kinobesitzer weiß noch heute nicht, daß der Mann, der ihn so aufgeregt hatte, Chaplin selbst war.

Ein anderes Mal ging Chaplin zur Polizeiwache. Er trat ein und sagte den amerikanischen Polizeibeamten, die dort Dienst hatten: „Bitte, kommen Sie schnell mit mir, ich habe soeben gesehen, wie Charlie Chaplin 50 Flaschen von verschiedenen Alkoholgetränken auf sein Auto lud!“ Bekanntlich wird die Alkoholschmuggellei in Amerika schwer bestraft.

Kein Polizist bewegte sich. Nur ein alter Wachtmeister brummte drohend: „Hören Sie, wenn Sie nicht gleich fortgehen, wird man Sie ins Gefängnis werfen!“

Chaplin, den keiner von den Beamten erkannt hatte, eilte davon und ging zu einer anderen Polizeiwache. Dort sagte er wieder zu dem diensttuenden Beamten: „Bitte, kommen Sie mit mir, Charlie Chaplin ist in größter Gefahr. Hier in der Nähe haben ihn Strolche überfallen!“

Die ganze Wachtstube, ungefähr 30 Beamte, sprangen wie ein Mann auf, um Chaplin aus der Gefahr zu retten. Jetzt enthüllte Chaplin sein Insignito, und lachend lud er die ganze Bereitschaft zu einem abendlichen Festessen ein.

Einmal aber erlebte Chaplin ein sehr interessantes Abenteuer. Er saß „inognito“ in Paris im „Café de la Paix“. Plötzlich drang ein lautes Gespräch vom Nebentisch an seine Ohren. Zwei junge Männer, die am Nebentisch saßen, beschimpften Chaplin.

„Du wirst sehen“, sagte der eine, „daß dieser Chaplin schon im nächsten Jahre betteln gehen wird!“

„Er versteht gar nichts vom Film!“ bemerkte der andere.

„Er ist langweilig!“

„Immer dasselbe!“

„Das Publikum wird auch bald darauf kommen!“

„Ich kann ihn nicht sehen!“

„Er ist unausstehtlich!“

Erschrocken hörte Chaplin die schimpfenden Worte. Dies war der erste Fall, wo er von seiner Unbeliebtheit hören mußte. Er rief seinen Sekretär und beauftragte ihn, nachzusehen, wer die beiden jungen Leute waren. Der Sekretär meldete ihm nach zehn Minuten: „Beide sind Filmautoren. Der eine ist ein Filmschreiber, dem Chaplin schon zwölf Manuskripte als unverwendbar zurückgeschickt hatte, und der andere ist ein Filmautor, der gerade einen grandiosen Film für Chaplin schreibt.“

Lächelnd bemerkte jetzt Chaplin: „Dann ist alles in Ordnung. Wenn ein Filmautor bei den Filmautoren unbeliebt ist, das ist seine größte Popularität!“

Unrichtige Gabe.

Von Walter von Rummel.

Ein junger Schah von Persien lebte üppig und verschwenderisch. Nur auf Genuß jeder Art war sein ganzes Dasein gestellt. Um sein Reich kümmerte er sich herzlich wenig. Die Folgen ließen nicht auf sich warten.

Während der schwelgerische junge Fürst eines Tages in seinem Palast an reichbedeckter Tafel saß, rief ihm ein vor dem Palaste stehender Bettler mit lauter Stimme herauf: „Wenn du selbst schon keinerlei Sorgen hast, was kümmerst du dich wenigstens nicht um die vielen, vielen Armen deines Landes?“

Schon wollten Eifrige hinabspringen und den Borlauten ins Gefängnis werfen lassen. Doch der Schah, nachdenklich geworden, wehrte ihnen ab, befahl, den Rufer vor sich zu führen. Bald stand der Bettler in Fegen und Lumpen vor den festlich gekleideten Leuten an der königlichen Tafel. Aufmerksam betrachtete der Fürst den Bettler und sah, wie Hunger und Entbehrung sich in seiner gesamten Erscheinung fundierten.

„Ich will dir helfen“, sprach er und ließ dem Manne ein ansehnliches Geldgeschenk überweisen. Mit reichen Segenswünschen ging dieser davon. Der Schah aber blieb weiterhin nachdenklich und in sich gekehrt, nahm von diesem Tage an die Zügel der Regierung in die Hand und stellte allmählich die Ordnung in seinem Reiche wieder her.

Nach Jahr und Tag tauchte auch der Bettler, den er so reich beschenkt, wieder vor den Stufen seines Thrones auf. Ganz wie das erstemal war er arm und elend, zerfetzt und zerrissen. Der Kanzler aber flüsterte dem Fürsten ins Ohr, daß dieser das ihm geschenkte Geld nur dazu benutzt hätte, eine Weile in Saus und Braus zu leben und den ganzen Reichtum in alle vier Wände zerstreut hätte. „Da siehst du, was mein Geschenk geholfen hat“, antwortete der Schah.

„Nichts hat es fürwahr geholfen“, erwiderte der Kanzler, „das ist nicht zu bestreiten. Das kommt aber daher, daß deine Gabe eben unrichtig gewesen ist.“ „Wie hätte sie den sein sollen?“ „Du hast einem Armen viel Geld geschenkt; du hättest ihm jedoch Arbeit gehen müssen, es ihm möglich machen sollen, durch eigenen Schweiß erst Geld zu verdienen. Sei gewiß, der Mann hätte dann das sauer Erworbene nicht in wenigen Monden und in solch sinnloser Weise vertan.“

Der Schah tat, wie ihm geraten, wies dem Bettler Arbeit an. Und wieder über Jahr und Tag war dieser ein braver, tüchtiger und arbeitssamer Mann geworden.

Welt u. Wissen

Blaublättrige Pflanzen. Seltsam gefärbte Gewächse hat der Forscher Sarasin auf der ostasiatischen Insel Celebes entdeckt. Es handelte sich um Farnkräuter, deren Blätter auf der oberen Seite in herrlichem Ultramarinblau erstrahlten. Eufalyptusgewächse, die in Indien heimisch sind, zeigen übrigens ebenfalls blaue Blätter, so lange die Pflanzen noch Sträucher sind, bevor sie also die Form ausgewachsener Bäume angenommen haben. Auf der Celebes benachbarten Insel Java kommt ferner ein recht seltsam aussehender Korbblütler vor. Blätter und Stengel scheinen lila gefärbt zu sein. Bei näherer Betrachtung stellt sich jedoch heraus, daß sie trotz allem grün sind und die Farbe von den darauf sitzenden lila Härchen herkommt.